



Was wird aus Gorgo?

Von Agnes Abel.

Fortsetzung.

Um Weihnachten herum wird Lisa das Herz schwer. Sie möchte den Jungen bei sich haben am Festabend, möchte ihm einen Baum puzen. Aber sie zwingt sich, vernünftig zu sein. Wenn er sich erst hergewöhnt, wie soll ich ihm erklären, daß er nicht bleiben kann? Sie verdient recht gut an ihrem Arbeitsplatz, aber sie hat so viele Schützlinge, daß für sie nur das Notwendigste übrig bleibt. Und immer wieder sucht sie sich selbst zu überzeugen, daß sie die andern um Gorgos willen nicht im Stich lassen darf. Die Kameraden von der Arbeiterwohlfahrt raten ihr davon ab, den Jungen zu sich zu nehmen. Sie fürchten, ihre zuverlässigste Helferin zu verlieren, und sie warnen vor übertriebener Hoffnung. So ein umhergestohenes Kind zu erziehen, sei nicht leicht. Oft treten ererbte schlimme Anlagen hervor, sind nicht zu besiegen. Lisa beginnt sich abzufinden. Die Gegenwart ist hart, man muß versuchen, auch ein wenig härter zu werden. Vor allem gegen sich selbst.

Ein trüber Wintersonntag steigt herauf. Lisa sitzt um die Mittagszeit im warmen Zimmer, ein Buch in der Hand. Von draußen dringt milchig trübes Licht herein, das sich durch Schneegestöber bahngebrochen und alle Leuchtkraft unterwegs verbraucht hat. Lisa ist von jener Schwere umfassen, die ihren Sonntagnachmittagen immer eigen ist. Sie spürt den Atem der winterlichen Stadt, sie weiß: um diese Zeit füllen sich die Kaffeehäuser, die Kneipen, pilgern Kleinbürgerfamilien mit Kind und Kinderwagen zu Verwandten — sie weiß auch: Tausende, die keine Heimat haben, lungern im Schnee umher, werden beim Betteln geklappt und auf's Polizeirevier geführt, jugendliche Arbeitslose in Scharen erliegen der Lodung, auf irgendeine leichte Art zu Geld zu kommen, tun in ihrer Not die ersten Schritte von der „Ehrlichkeit“ weg dem Verbrechertum entgegen.

Blötzlich schlägt die Flurkugel schrill in die Stille. Lisa geht zur Tür, sieht durch den Spalt. Niemand zu sehen. Schon will sie sich rückwärts wenden, da läutet es zum zweiten Male, stürmischer. Jetzt öffnet sie — und muß sich einen Herzschlag lang an die Klinke klammern. Draußen auf der

Matte steht eine kleine Gestalt, von Schnee überstäubt, der halb geöffnete Mund weiß noch nicht, ob er weinen oder lachen will — Gorgo!

Das erschrockene Zögern dauert nur wenige Sekunden. Aber in diesen Sekunden begreift Lisa bestiger und schmerzvoller denn je zuvor die hilflose Einsamkeit, die gefährvolle Schutzlosigkeit des Kindes Gorgo. Wie er da vor ihr steht, die frierenden roten Hände in zerrissene Taschen vergraben, winzig, in dem großen Treppenhaus sich ganz verlierend, allein in einer fremden, gewalttätigen, schreckhaften Welt, entscheidet sich's in ihr: sie wird ihn nicht wieder fortlassen, sie wird an ihm einen Teil jener ungeheuren Schuld abtragen, die eine morische Welt, eine verwirrte Menschheit auf sich nahm. Millionen Kinder hungern, jedes Krisenjahr stößt abertausend heranwachsende Gorgos in den unentrinnbaren Kreislauf von Not, Schuld, Strafe, neuer Schuld und neuer Not. — Diesen einen will sie der unheilvollen Verkettung entreißen. Sie hebt den Jungen, dessen kleines Gesicht mit einem Schläge hell wird, zu sich empor, trägt ihn ins Zimmer, zieht ihm den beknähten Mantel aus, wärmt seine Finger zwischen den ihren.

Dann sitzt Gorgo in der Sofaede, kaut an einem Zwieback, fühlt sich warm und zufrieden. Lisa hat vorsichtig alles aus ihm herausgeholt, was sie wissen muß. Die Pflegemutter — die siebente — hat ihr den kleinen Burschen einfach vor die Tür gesetzt, ist wahrscheinlich auf und davongegangen. Lisa sieht das Kind nachdenklich an. Ihr Gehalt wird für sie beide ausreichen, rechnet sie. Bis zur Schulzeit sind noch zwei Jahre hin, bald wird sie mehr verdienen. Vielleicht wird sie sogar mit Gorgo im Sommer vierzehn Tage lang verreisen können, in ein Bauerndorf, damit er einmal so viel Sonne zu kosten bekommt, wie noch nie in seinem Leben. Sie legt den Arm um seine schmalen Schultern und fühlt beglückt, wie er sich anschmiegt.

Davon hat sie manchmal geträumt, ein richtiges kleines leberdiges Leben in ihrer Obhut zu haben. Oft hat sie ihrer emanzipierten, auf mannweibliche Rechte pochenden Kollegin lachend versichert: „Glaub mir, wir berufstätigen Frauen unterscheiden uns

von den andern vor allem dadurch, daß wir uns die Kinder wünschen, die sie bekommen.“ Nach solchen Gesprächen pflegte sie lange darüber nachzudenken, wie in einer künftigen, vernünftigen Welt Mutterschaft mit dem Beruf zu vereinen sei. Nun wird sie's selbst versuchen.

Frau Zimmermann, spät abends heimkehrend, findet den Jungen nach ein paar herrlichen Spielstunden in tiefem Schlaf. „Wie ein Engel schaut er aus!“ — Frau Zimmermann hat ihren ruhrfamen Tag. Aber Lisa versichert ihr, der Engel werde ihnen beiden in wachem Zustand noch allerhand zu schaffen machen. „Wild ist er, und wenn er ganz glücklich ist, brüllt er wie ein Löwe.“ — Also, macht nix, über uns wohnt keiner, und unter uns die Lehmanns haben selber sechs Rangen. Mag er brüllen, so viel er will.“ Frau Zimmermann läßt sich keine Angst einjagen. War ja noch schöner! Hat sie ein paar eigne großgebracht, wird sie wohl mit so einem einzigen Knirps auch noch fertig werden!

Am nächsten Morgen muß Lisa zeitig ins Büro. Gorgo hat sich rote Backen geschlafen und wird munter, während sie sich anzieht. Große Morgenfreude. Er ist begeistert, daß der Tag da ist, daß er selber da ist, daß er statt des Nachthemdes eine Frisierjade anhat, daß ein Kalender an der Wand hängt. Splitternackt kollert er fünf Minuten später über den Teppich, einige mißglückte Putzgebäude schlagend. Mit Frau Zimmermann freundet er sich zwar rasch an, aber ohne das heilige Versprechen, bestimmt bald wiederzukommen, darf Lisa doch nicht aus dem Haus.

Heute muß sie ihre Gedanken mit aller Strenge zur Arbeit zwingen. Immer wieder versuchen sie, nach Hause zu laufen. Was wohl Gorgo tut? Ob er spielt, ob er isst, ob er lacht, ob er brüllt? — Nach dem Dienst geht sie zur Arbeiterwohlfahrt. „Na, Lisa, viel Glück! Wir dachten schon lange, daß es so kommen würde. Mach einen tüchtigen Kerl aus deinem Gorgo!“ Lisa nickt, geht hin und kauft zunächst mal eine winzige Zahnbürste, einen Strickanzug, einen Stoffhund und einen Wildtopf, auf dem drei Zwerge in buntesten Farben prangen.

(Schluß folgt.)

Die Grotte der Sibylle entdeckt.

Wo sich die Menschen der Antike ihr Schicksal künden liehen. — Ein uraltes Rätsel gelöst.

Nach Meldungen aus Neapel hat, allem Anschein nach, das uralte Geheimnis des Sitzes der Cumäischen Sibylle, der berühmtesten der von Apollo zur Weissagung begeisterten Frauen der Antike, jetzt seine restlose Aufklärung gefunden. Der Sitz der Sibylle ist nicht in der Höhle zu suchen, die man bisher dafür gehalten hat; er befindet sich vielmehr in einer anderen grandiosen Galerie, einer ausgedehnten unterirdischen Basilika, die von den ersten griechischen Kolonisten von Syrna, dem heutigen Cumä in Kampanien, auf der Westseite des Berges von Cumä aus dem Felsen herausgehauen wurde. Diese kürzlich entdeckte Höhle würde danach als der spülhaste Ort zu gelten haben, den Virgil beschrieben hat. Dort wurde bekanntlich Aeneas und seinen Gefährten zum erstenmal die zukünftige Geburt Roms angekündigt. Es handelt sich hier um das streng gehütete Geheimnis des Tempels eines der berühmtesten Orakel des Altertums, um das Versteck, aus dem die vom heiligen Feuer ergriffene Prophetin mit gelöstem Haar und glühenden Augen ihre Weissagungen in dunklen Worten und im Donnerton hinaus-schrie, der in dem unzugänglichen Heiligtum hundertfaches Echo erweckte.

Die Fundstätte zeigt mit den Beschreibungen, und nicht nur denen legendärer Art, eine so verblüffende Ähnlichkeit, daß an der Echtheit der Entdeckung ein Zweifel kaum gestattet ist. Aber wenn auch solche Zweifel beständen, würde es genügen, in die lange gradlinige Galerie, die in den Felsen gegraben wurde, einzutreten, um das unabwiesbare Gefühl zu haben, sich an der Stätte zu befinden, die dem Geheimnis der griechischen Religion gewidmet war. Die Entdeckung der Höhle verdankt man Professor Amedeo Majni, dem verdienstvollen Aufwaker der Altertümer Kampaniens. Die Aufräumungs- und Instandsetzungsarbeiten wurden nach der Freilegung der Grotte sofort in Angriff genommen, sind aber noch nicht abgeschlossen. Deshalb ist auch der Zutritt zur Grotte dem Publikum noch nicht freigegeben, da ihr Besuch keine ausreichende Gewähr für die Sicherheit bietet. In einer Länge von 12, einer Höhe von 6 und einer Breite an der Sohle von 3 Metern zieht sich der Hauptgang von Norden nach Süden längs der westlichen Anhöhen des Berges von Cumä hin. Er wird von einer Reihe von Seitengalerien durchschnitten, die sich nach der Westseite zum Meer öffnen, so daß ein schwacher Schein des Tageslichts in das Dunkel der Höhle fällt. Auf halbem Wege befinden sich in dem Gang drei kleinere Seitengalerien mit drei Teichen und Kanälen für die Wasserzuführung. Dort vollzog die Sibylle den Ritus der heiligen Waschung, der der Prophezeiung voranging. Der Gang mündet in einen Raum mit drei gewölbten Nischen. Es ist das der Ort, wo die Sibylle wohnte, und wo sie die Gläubigen empfing, die gekommen waren, um sich ihr Schicksal künden zu lassen, nachdem sie vorher in dem höhergelegenen Tempel des Gottes Phöbus Apollo geopfert hatten.

Tatsächlich führt vom äußersten Ende des Ganges eine gewundene Treppe, die in einem Schacht angelegt ist, bis zum Gipfel des Berges von Cumä an die Stelle, wo der herrliche Tempel des Apollo stand, den Aeneas staunend betrachtete, als er der Aufforderung harzte, in die Grotte der Sibylle eingelassen zu

werden. Die völlige Uebereinstimmung mit der poetischen Beschreibung Virgils und der eingehenden Topographie, die uns ein anonym christlicher Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert hinterlassen hat, sowie endlich mit den Schilderungen von zwei Historikern des sechsten Jahrhunderts, bietet die Garantie, daß die jetzt entdeckte Grotte zweifellos die unterirdische Höhle war, aus der die Orakel-sprüche der Cumäischen Sibylle herausklangen.

Abschied von meinen Kakteen.

Ich hatte eine hübsche kleine Kakteensammlung. Ich habe sie nicht mehr, denn ich habe sie in diesen Tagen veräußert.

Dreizehn kleine bunte Töpfe waren's. Ich bin zum Glück nicht abergläubisch. Die Kakteen offenbar auch nicht. Der Unglückszahl 13 zum Trotz sind sie ein paar Jahre lang munter und vergnügt gewachsen. Es geht ja nicht gar so schnell bei ihnen. Besonders in den langen dunklen Wintertagen schieben sie gern so eine Art Murrestierschlaf ein. Sie rühren sich eine gute Weile nicht. Aber im Frühling bei den ersten warmen Sonnenstrahlen fangen sie an, eifrig und lebendig zu werden. Sie mühen sich, was sie im Winter verfaumt haben, schnell nachzuholen. So schnell es eben ihrem auf Gebuld gestellten Temperament möglich ist.

Es war hübsch, ihnen zuzuschauen, den kleinen stacheligen Freunden! Und nun hab ich sie alle weggeben. Das war weniger hübsch. Das war sogar ein bißchen traurig. Wie es immer traurig ist, Abschied zu nehmen von befreundeten lebendigen Wesen.

Aber dieser Abschied mußte sein. Er war nur der Beginn einer nun folgenden allgemeinen Auflösung. Bücher, Bilder, Möbel — alles wird gleich hinterher folgen. Auch unter Büchern und Bildern mancher gute Freund, von dem der Abschied etwas schmerzt.

Aber — wen die große Welle „arbeitslos“ genannt, einmal gepackt hat, der tut gut, sich allen Ballasts möglichst schnell zu entledigen. Vielleicht schwimmt er dann noch eine Weile oben. Vielleicht findet er doch noch eine rettende Planke — vielleicht?

Wie dem auch sei, was da auch werden mag. — Ballast ist jetzt die sogenannte „bürgerliche Wohnung, die man doch nicht mehr bezahlen kann. Ballast sind die Bücher und Bilder an den Wänden. Die Blumen an den Fenstern. Ballast, mit einem Wort das ganze in vier Bände gefügte Dasein mit samt seinen Gas- und Telephonrechnungen. Der Sommer steht vor der Tür. Man wird das große Abenteuer „Leben“ einmal ohne festgefügte Tagesordnung versuchen müssen. Man ist ja kein Einzelkämpfer. Das Schicksal — eine herrliche Weltordnung oder vielmehr Unordnung — hat heute Tausende auf die Straße gesetzt. Eine endlose unabsehbare Straße.

Auch meine Wanderung muß nun beginnen. Der Anfang ist gemacht. Meine kleinen grünen stacheligen Freunde, die Kakteen, sind fort. Ich habe sie in „gute Hände“ gegeben, zu Freunden, die noch so etwas wie ein Heim haben in dieser Zeit der Not. Der größte Teil von ihnen steht nun in einem einsamen Siedlungshaus in der Lüneburger Heide. Ein 14-jähriger Junge ist ihr freundlicher Beschützer. Eifriger kleiner Heidegärtner, du wirst sie gut halten und lieb haben, ich weiß!

Und im Sommer, wenn meine Straße mich vorbeiführen wird an eurem Blockhaus, dann wirst du sie mir voll Stolz zeigen zwischen den anderen Lieblingen deines Ge-

wächshauses und wir werden ein gutes Wiedersehen feiern. Und dann werd' ich weiterziehen — ein bißchen heimatlos, ein bißchen traurig, — meine endlose Straße — irgendwohin. C. R. L.

Aus dem Dritten Reich.

Motivischbraunes Tagebuch.

Das Volk erwachte . . . Die SA. doch hungert und wartet auf Befehl . . . Sei, jetzt gehis los. Berliner Norden . . . ! Dort ist es famos, dort gibt es immer „irgendwas“ zum Norden . . . Und Deutschland hungert.

Das Volk ist gleichgeschaltet . . . national . . . Undeutsche Bücher liefern ein Fanal . . . Ja, das verstehen des Deutschen Reichs Erneuerer . . .

Das Fleisch wird teurer. Es geht ein tolles Jubeln, Feiern, Singen durchs deutsche Volk . . . Man sucht nur Sensation und freut sich kindisch, wenn ein kleiner Cohn vom Mob erschlagen wird (samt Weib und Sohn) . . . Die Butter ist bald nicht mehr zu erschwingen.

Und täglich gibts ein Fest . . . Man merkt es gleich, es lebt sich wunderbar im Dritten Reich, es steigt mit jedem Tage das Vergnügen . . . Und auch die Eier sind im Preis gestiegen.

So stimmt auf immer Neues die Regierung, damit man merkt, daß sich das Volk „erhob“ . . . Da doch wir andern sie bei der Verführung nicht loben können, schenkt sie selbst sich Lob. Sie bläht sich auf und tut nur stets „als ob“ und findet selbstverständlich ihre Sänger . . . Das Volk zieht seinen Leibgurt immer enger.

„Frank“ und frei.

So sprach der Frank: „Wir wollen nicht Erzeffe . . . Wir wollen keine Barbarei und so . . . Wir hau'n zwar jedem Juden in die Fresse, daß er sich nicht etwa noch dreist vermesse, und nachher gar behauptet, wir se'n roh.“

Gewiß, — Antisemiten sind und bleiben wir immerhin . . . Doch ohne Barbarei. Und das Geschrei vom angeblichen Treiben, von dem die feindlichen Gazetten schreiben, ist Lug und Trug. Nichts Wahres ist dabei.

Wir wollen nur den Judeinfluß brechen und — gar nichts mehr . . . So hört den Frank man sprechen und jänselnd fährt er fort: „ . . . mit Stumpf und Stiel . . . Vernichtung jedem Einfluß, der zu kritisch! Tod jenen bösen Kräften, die — semitisch! Nur das ist unser Ziel.“

Ganz harmlos ist der Kampf . . . Die Macht der Juden, nur diese Macht ist's, die vernichtet wird . . .

So sprach der Frank . . . Und darum stürmt man Buden und Wohnungen, haust wie die Potokuden und — schlägt die Juden tot, daß es nur klirrt . . . Doch Barbarei? Erzeffe? Nein! Ihr irrt! Turl.

Die knisternde Gefahr.

Von Carlos el Rojo.

Rauchend saß der alte Gaucho Diego Santez in seiner abseits gelegenen Hütte und wartete auf seinen Sohn.

In trauriger Einsamkeit hausten die beiden Männer im wilden Gebiet des Amazonas, wo sie Tag für Tag damit beschäftigt waren, die Stämme des „Gewe“ einzukerbten, aus deren herausfließendem Harz der beste Kautschuk erzeugt wird.

In ihren Ruhestunden schmückten sie ein teures Grab mit Blumen, in das sie ihre arme, ihnen jäh entriessene Tote gelegt hatten.

Bei dem geringsten Geräusch sprang der Gaucho auf und eilte vor die Hütte, um Ausschau zu halten. Immer umsonst. Es waren sicher nur Tiere, die hin und wieder durch die Waldeinsamkeit huschten.

Plötzlich tönte ein seltsames Summen aus der Ferne an sein Ohr, ein Knistern, das sich immer mehr zu nähern schien. Alles Blut wich aus des Alten Gesicht. Fahl bis in die Lippen starrte er angst erfüllt vor sich hin. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, angstvoll und verzweifelt rief er den Namen seines Sohnes: „Alonzo! . . . Alonzo!“

Seine Rufe verhallten wirkungslos, nicht einmal ein Echo gab Antwort.

Langsam ging die Sonne unter und färbte die endlos grüne Einöde blutrot.

Immer näher und näher kam das entsetzliche, unheimliche Knistern. Mit schreckweiteten Augen schaute der Gaucho in die Richtung des Geräusches, und nun konnte er das Grauenvolle auch bereits wahrnehmen.

Im letzten bleichen Schimmer des Tages sah er zwischen den hohen Baumstämmen den Boden mit einer strichweise sich bewegenden rostroten Kruste bedeckt, die sich unaufhaltsam vorwärts wälzte.

Es war ein auf dem Marsch befindliches Heer der Amazonenmenschen, die nach einem unbekanntem Ziele strebten und auf ihrem Weg alles verwüsteten.

„Alonzo! . . . Alonzo!“ rief der verzweifelte Vater immer wieder mit dem Aufgebot seiner ganzen Stimmkraft, aber sein Schreien verhallte im Leeren.

Wie ein greller Blitz durchzuckte ihn nun ein furchtbarer Gedanke und raubte ihm fast die Besinnung. Vielleicht war sein Sohn bereits das Opfer der Vernichter geworden, die in zahlloser Masse die Gegend überfielen.

Der Gaucho stürzte in die Hütte, schloß Tür und Fenster und verstopfte in fieberhafter Eile jeden Spalt, jede kleinste Ritze mit Felsen und Berg.

Die Nacht war jetzt vollständig hereingebrochen. Sanchez zündete die Lampions an und harrete bangen Herzens auf das Kommende. Furcht und zage Hoffnung durchschüttelten abwechselnd sein Inneres. Vielleicht waren die schrecklichen Feinde seinem Sohne nicht begegnet. Vielleicht würden sie noch im letzten Augenblick die Richtung ihres Vernichtungsfeldzuges ändern und seine Hütte verschonen.

Aber seine Hoffnung erwies sich als trügerisch. Immer näher kam das Knistern der Hütte, und nun überfiel der entsetzliche Feind die armselige Behausung mit seinem verheerenden Knirschen.

Durch zwei schlecht aneinandergesetzte Dachbalken arbeiteten sich die anderthalb Zentimeter großen, mit dolchartig gesormten Beißwerkzeugen versehenen Riesenmenschen in die Hütte. Langsam, aber unaufhaltsam wie ein rötlicher Strom überfluteten sie die Stube und alsbald

wimmelten Boden und Wände von Tausenden und aber Tausenden dieser freßgierigen Insekten, die sich über alles stürzten, auch über den Mann, der inmitten der Stube stand.

Sanchez versuchte, sich zu wehren. Er schlug mit einem Stück Holz wild um sich. Hunderte seiner Feinde tötete er, aber immer neue Streiter rückten an, unerschöpflich waren die Hilfskräfte des mächtigen Heeres.

Der Gaucho fühlte seine Kräfte erlahmen, er sah, daß sein Kampf aussichtslos war, rasende Schmerzen von den Bissen der an ihm emporlaufenden Tiere peinigten ihn. Schon wollte er seine unzulängliche Waffe sinken lassen und sich in sein Schicksal ergeben, als ihm ein rettender Gedanke durch den Kopf schoß: der Fluß.

Unweit der Hütte stieß er vorüber. Er allein bildete eine unüberwindliche Schranke.

Sanchez stürzte zum Fenster, riß es auf, sprang mit einem Satz hinaus und rannte wie besessen zum Fluß hinunter.

Der ganze Körper brannte ihn, als wäre er von Flammen eingehüllt. Er heulte laut. Vom Kopf bis zu den Füßen war er mit Ameisen bedeckt, und er fühlte, wie sich ihre scharfen Beißzangen durch die Kleider hindurch in sein Fleisch gruben.

Bei der kleinen Bucht am Fluß angelom-

men, in der immer seine Biroke angebunden lag, sah er, daß sie fehlte. Trotz seiner wahn sinnigen Schmerzen stieß er einen Freudenschrei aus.

Sein Sohn war auf den Fluß hinausgefahren. Er konnte also nicht das Opfer der mörderischen Insekten geworden sein.

Seines mit Wunden bedeckten Körpers nicht achtend, jubelte er laut. Alonzo wenigstens war gerettet.

Mit den Händen zerrte er sich die Kleider vom Leib und warf sich in das reißende Wasser. „Leb wohl, Alonzo!“ rief er noch in die mondshelle Nacht hinaus, dann fluteten die Wogen über ihn hin. Ein Säusen in den Ohren, ein Stoß — und Finsternis . . . Stille . . .

Als der Gaucho wieder zur Besinnung kam, fand er sich in der Biroke zu Füßen seines Sohnes liegen. Fragend richtete er seine Augen auf den Jungen. Alonzo berichtete: „Ich ruderte stromaufwärts unserer Hütte zu, als ich über das Wasser her einen lauten Schrei vernahm, aus dem ich meinen Namen zu hören glaubte. Ich ruderte schneller, da ich dich in Gefahr wähnte. Plötzlich erhielt die Biroke einen Stoß, der sie fast umwarf. Ich beugte mich vor, um die Ursache zu erforschen und sah im Mondlicht einen leblosen Körper auf den Wogen treiben. Mit aller Kraft faßte ich danach und — ja, dich ins Boot.“

Neues von Adam und Eva.

(Die älteste Stadt der Welt ausgegraben! — Funde in Tepe Gawra.)

Bisher haben die Archäologen angenommen, daß Ur, die Hauptstadt der Chaldäer, die älteste Stadt der Welt sei. Nunmehr ist eine noch ältere Stadt in Mesopotamien ausgegraben worden: Tepe Gawra, die etwa 5600 Jahre alt sein dürfte. Unter den in ihren Trümmern gemachten Funden befindet sich auch ein Petschaft, das zum Siegel benutzt wurde, und auf dem Adam, Eva und die Schlange zu sehen sind. Der Mann und die Frau sind unbedeckt, die Köpfe weisen üppigen Haarschmuck auf. Im Rücken der Frau züngelt eine Schlange. Das Drama zwischen Mann, Weib und Schlange, das hier von einem Künstler 3700 Jahre vor Christi Geburt als Vorwurf benützt wurde, muß demnach 2000 Jahre älter sein als die ersten geschriebenen Teile der Bibel. Die Frage drängt sich auf, in welchem Zusammenhang dieses Bildwerk von Tepe Gawra mit der Bibel steht. Bevor die Archäologen das Dunkel jener Zeiten erhellten, wußte man wenig von den Assyriern, Babyloniern, Kanaanitern, Philistern und anderen Völkern in jenen Gegenden. In den letzten zehn Jahren sind Hade und Spaten der Archäologen in die unerforschten Erdschichten eingebracht und haben Ruinen entdeckt, die neue Zusammenhänge aufdeckten und Rückschlüsse ermöglichten. In Babylon war die Geschichte der Sintflut bekannt, die sich in den Tälern des Euphrat und Tigris abgepielt hatte, und denen vielleicht die Sumerer zum Opfer gefallen waren. Auch Noah war in der altbabylonischen Geschichte unter dem Namen Ut Napishtum bekannt, ebenso die Engel Seraphim und Cherubim.

Auch in der altbabylonischen Geschichte findet sich der Bericht von Adam, Eva und der Schlange. Einige Historiker nehmen an, daß Abraham und sein Anhang aus der chaldäischen Stadt Ur auswanderten, denn er und seine Nachkommen werden in der altbabylonischen Geschichte häufig erwähnt. Als die

Ausgewanderten vom Stamm Sem das Gelobte Land erreichten und sich dort angesiedelt hatten, kamen sie wohl noch häufiger in Berührung mit Babylon. Adam und Eva müssen lang vor der Entstehung Babylons gelebt haben; sie gehören wohl der Steinzeit an. Auch das in Tepe Gawra ausgefundene Siegel muß in der Steinzeit entstanden sein, denn die dortigen Bewohner kannten weder Bronze noch Eisen. In Tepe Gawra entdeckten die Archäologen alte Stadtbaupläne. In der Mitte der Stadt befand sich der Marktplatz, ferner ein 30 Meter tiefer Wasserbehälter, dessen Vorräte nur für den Fall einer Belagerung bestimmt waren. Die Häuser hatten Fenster und Nischen, und auch die Konstruktion der Torbogen war den Architekten jener Zeit bekannt. Im nördlichen Teil der Stadt befanden sich Badhäuser und die Zitadelle, die letzte Zuflucht der Verteidiger, wenn der Feind in die Stadt eingedrungen war.

Bei Ras Shamra an der syrischen Küste wurden beschriftete Lehmtafeln gefunden, die aus dem 14. Jahrhundert vor Christi Geburt stammen, also kurz nach der Zeit angefertigt wurden, da Moses die Kinder Israels durch die Wüste ins Gelobte Land führte. Die Schreiber der Tafel waren keine Monotheisten, sondern verehrten verschiedene Götter. Unter ihren Namen findet sich auch der alttestamentliche Elohim, die originalhebräische Bezeichnung für Gott im ersten Buch der Genesis. Bemerkenswert sind die Angaben über Adam. Er heißt der „Mann aus dem Osten“. Das stimmt genau mit der überlieferten Geographie überein, wonach der Garten Eden im Osten von Syrien und Palästina, also im fruchtbaren Mesopotamien, lag. Die Ähnlichkeit der überlieferten Inschriften in biblischen Namen und Ideen deutet auf ursprüngliche Zusammenhänge zwischen den Bewohnern Syriens und Palästinas.

Auch eine Taktik.

Von R. Hellmut.

Erwinhorst Roderl hatte die reizendste Frau. Was sage ich: die herrlichste, die schönste Frau! Wer die Dame kennt, wird mir recht geben. Und wenn ich kühn behaupte, daß er eine so schöne Frau nie in seinem Leben sah, dann wird mir jeder begeistert zustimmen müssen. Erwinhorst Roderl war der denkbar vollkommenste Gegenpart zu seiner Frau. Häßlich, unliebenswert, beschränkt, ein Stümper als Mensch und im Beruf. (Das sage ich nicht aus Boswilligkeit oder Neid; es stimmt!)

Und er, dieser Erwinhorst Roderl, mit diesem Namen und dieser vollkommenen Unvollkommenheit, besaß diese Frau!

Er lernte sie vor Jahren kennen. Und dies Kennenlernen, dieser ungläubwürdige Vorgang, ist die Geschichte von der gähnenden Taktik oder dem taktischen Gähnen, die hier erzählt werden soll. Ich glaube, in den Ferien war's. Ganz durch Zufall, wie gesagt, oder eigentlich doch nicht völlig durch Zufall. Rein, ein Zufall, was man so Zufall nennt, war es (eigentlich) nicht!

Es kam so!

Am Strand erregte damals, als Erwinhorst Roderl in Ferien weilte, eine unbeschreiblich liebreizende junge Dame berechtigtes Aufsehen. Alle Gespräche stockten, wenn die schöne Frau, begleitet von zwei Freundinnen, vorüberflog. Die Herren bekamen etwas Starres, Staunendes im Blick; nur vereinzelt wagte sich würdig bewunderndes hervor. Den meisten verschlug es das Fassungsvermögen. So überwältigend war die Schönheit der Frau!

Erwinhorst Roderl ward des Glückes bald ebenfalls teilhaftig, der schönen Frau mit zwei Freunden zu begegnen, und während die beiden Freunde ihren starren, belformenen Blick bekamen, gähnte Erwinhorst Roderl beim Anblick der Schönheit. Er gähnte!! (Die beiden Freunde hatten ihn nämlich extra an den Strand geschleppt, damit er staunend die schönste Frau in Augenschein nehme. Nun gähnte er aus Opposition. Nicht gerade offen und herzlich, doch recht deutlich und auffällig — gelangweilt).

Damit nicht genug: Er gähnte auch am folgenden Tage gelangweilt das schöne Gesicht an. Er fiel auf damit.

Er wurde beachtet. Bewundert.

Er war die Sensation.

So bedeutete es gewissermaßen keine Steigerung, als er eines Tages mit der schönen Frau — sie ohne Freundinnen, er ohne Freunde — spazieren ging. Und als es hieß, sie seien verlobt, da fand man das ganz selbstverständlich. Vom Verloben zum Heiraten ist kein allzu großer Schritt. Es wurde schweigend zur Kenntnis genommen, daß die schöne Frau künftig Frau Roderl hieß.

Dahem sagt man nun trotz der unbestrittenen, beherrschenden Schönheit der Frau heute noch, daß Erwinhorst Roderl ein wenig geistreich, ein häßlicher, ein unsympathischer, kurz, ein in jeder Weise unvollkommener Mann sei — nicht der Mann, den die schönste und vollendetste Frau beanspruchen konnte.

Aber nun bitte ich: ist irgend einer von den durchaus vollendeten, den klugen, den schönen, den sympathischen, kurz, den in jeder Weise vollkommener Männern darauf verfallen, die schönste Frau für sich zu erobern, ist es ihm nur eingefallen, den Versuch zu machen? Und hat dies nicht Erwinhorst Roderl getan? Und hat Erfolg gehabt? — Ist er also ein Trottel, so ein Dummbaum . . . weiß er, oder obwohl er die schönste Frau hat?! Das sage mir mal jemand!

Was mancher nicht weiß.

Alle bekannten Kulturvölker des Altertums haben bereits Weizen angebaut. Die Chinesen bauten mindestens 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung schon Weizen. Die ältesten Weizenfunde wurden in einem Ziegelstein der Daphur-Pyramide gemacht, die mehr als 5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung errichtet wurde. Unter den Ägyptern galt der Weizen als heilig, und den Leichen wurde Weizen mit in die Grabkammer gelegt. Als Ursprungsland des Weizens sieht man aber Mesopotamien an. Von hier joll der Weizen seinen Siegeszug durch die Welt angetreten haben.

In Amerika gibt es fünf Millionen kinderlose Ehen, in Deutschland 4 Millionen, in Großbritannien und Frankreich je zwei Millionen.

Ein Italiener, Umberto Gabbi, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Lebensgewohnheiten der Hundertjährigen zu studieren und statistisch zu erfassen, um das Geheimnis ihrer Langlebigkeit zu ergründen. Er fand, daß die meisten von ihnen auf dem Lande leben. Sie sind Vegetarier, Nichtraucher und trinken keinen Alkohol. Im Gegensatz dazu hat ein Mann in Southampton, der seinen hundertsten Geburtstag begangen hat, das Rezept seiner Langlebigkeit ausgegeben, das darin bestand, daß man alles essen soll, was einem schmeckt, daß man ruhig Bier trinken kann, daß man sich aber nicht aufregen und ärgern darf.

Der Rekord der Riesen schlägt augenblicklich der aus Texas gebürtige Jake Earle, der 2 Meter 65 Zentimeter groß und so kräftig ist, daß er in keinem modernen Verkehrsmittel Platz findet.

Die Gobelins, die gewebten Wandteppiche, haben ihren Namen von ihren Herstellern. Gobelin hieß die Familie, die vor etwa dreihundert Jahren diese Teppiche zu weben begann. Zur Zeit der französischen Revolution wurden die Werke geschlossen.

Weiteres.

Unanständig. „Sie müssen verzeihen, Herr Kolb, ich kann Ihnen die drei Franken, die ich soeben an Sie verspielt habe, nicht geben. Ich habe kein Geld bei mir . . .!“ — „Sie, das finde ich kolossal unanständig. Ein Gentleman setzt sich eben nicht an den Spieltisch mit leerer Tasche . . . Zum Donnerwetter! . . . Und womit soll ich nun meine Beche bezahlen?“

Der Schulaufsatz. „Fritj macht Schularbeiten. Er soll zwei Sätze mit je fünf Tätigkeitswörtern bilden. Er schreibt: Die Mutter kocht, bäckt, näht, wäscht, plättet. — Der Vater isst, trinkt, raucht, schimpft, schläft.“

Die Kaufmannstöchter. Vater: „Was, Lilly, dieses kleine, unbedeutende Kerlchen willst du heiraten? Du sagtest doch immer, du wolltest nur einen heiraten, der mindestens sechs Fuß groß ist!“ — Lilly: „Ich weiß, Papi. Aber ich habe mich doch entschlossen, gegen sofortige Kasse zwanzig Prozent Rabatt zu geben.“

Hafenfuß. „Sind sie politisch derselben Ansicht wie ihre Frau?“ — „Keine Spur — aber bitte, ich möchte nicht, daß sie das erfährt!“

Praktische Theorie. „So fleißig, Frau Doktor?“ — „Ja, ich schreibe ein Buch: „Wie erziehe ich meinen Erstgeborenen?“ — „Nichtig, wo ist denn der Kleine?“ — „Den habe ich, um ruhig schreiben zu können, bei Bekannten.“

Sie wandern zusammen ins Grüne. Wird er endlich heute von Heirat sprechen? Sie wagt eine kleine Anspielung: „Sie nur, Herbert, da auf dem Baum die glücklichen Spazier — wie sie ihr Nest bauen und schnabeln . . . Du —“ — „Ja, Liebling — die sitzen aber auch auf'm grünen Zweig!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Benzel Schach, Zweitnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Lepth-Schönan.

Schachaufgabe Nr. 143.

Von Adolf Mildorf, Tischnau.

Schwarz: Kf5; Te6, g6; Lc8, h8; Sh1; Bb7, g4, g5 (9).



Weiß: Kd5; De3; Lg7, g8; Sc4, d3; Bb6, b4, b5 (9).
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Schachroch Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 140: Dh5—h8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Reinert Julius, Nestomitz; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Pöpperl Teo, Auperschin; Schöpka Josef, Eidlitz; Hyna Josef, Adam Joh., Goldbach Ferdinand, alle aus Hostomitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Mildorf Adolf, Tischnau; Schwarz Raimund und Kroopf Rudolf, Klostergrab; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmidt Ferdinand, alle aus Kwikau; Triltsch Gustav, Wisterschan; Ulbert Rudolf, Prosseditz.

PARTIE Nr. 41.

Gespielt am 21. Mai 1933 im Kreiswettkampf Komotau—Sobrusau, 7. Brett.

Weiß: Starek Wenzel. Schwarz: Wiedemann Gustav.

D a m e n g a m b l t :

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. c2—c4 e8—f6
- 3. Sb1—c3 e7—c6
- 4. Le1—e5 Sb8—d7
- 5. e2—e3 Lf8—e7
- 6. De1—e2 b7—b6

Gerechtfertigt dadurch, weil Weiß, statt zuerst mit dem Turm die e-Linie zu besetzen, es mit der Dame tat.

- 7. Lf1—d3 h7—h6
- 8. Lg5—b4 Lc8—b7
- 9. e4×e5 e6×d5
- 10. Sg1—d3 0—0

Schwarz hat Ausgleich erzielt.

- 11. 0—0 c7—c5
- 12. h2—h3 Td8—c8
- 13. Sf3—d2 c5×d4
- 14. e3×d4 Lc7—b4

Mit diesem Zug wird Weiß gezwungen, die Rolle des Verteidigers zu übernehmen; infolgedessen kann er die Eröffnung nicht korrekt behandeln haben.

- 15. Sd2—b1 Tf8—e8
- 16. a2—a3 Lb4—d6
- 17. Sb1—d2 Dd8—c7
- 18. Tf1—c1 Ld6×h2f
- 19. Kg1—f1 Sg6—g4
- 20. Sc3—d1 Dc7×c5
- 21. Ld3×e2 Lb7—a6f
- 22. Sd2—c4 d5×c4
- 23. Sd1—b2 c4×b3f
- 24. Le2—d3 Ld6×d3
- 25. Sb2×d3 Tc8—e2
- 26. Ta1—b1 Te8—e8

Zum Aufgeben gereift. — Auch bei klarer Verluststellung hofft man immer noch auf einen Fehzug.

- 27. Lh4—e7 Tc8—c3
- 28. Te1×e2 b3×c2
- 29. Tb1—c1 c3×d3
- 30. Te1×e2 3×d4
- 31. g2—g3 f7—e5
- 32. Te2—c3 Td3—d2
- 33. f2—f4 Td2—f2f
- 34. Kf1—e1 Se5—f3f

Weiß gibt auf.

Anmerkungen von Franz Hyna.